Für den Glauben ist es nötig, dass man auch an sich selber glaubt!

„Früher habe ich Abenteuer erlebt: die Einrichtung von Postlinien, die Überwindung der Sahara … aber der Krieg ist kein Abenteuer. Er ist eine Krankheit wie der Typhus…“ – so schrieb Antoine de Saint-Exupéry in seinem Buch „Flug nach Arras“. Der Dichter des kleinen Prinzen wurde im 2. Weltkrieg auf einem Erkundungsflug über dem Mittelmeer von einem deutschen Flieger abgeschossen. Der erfuhr später, wen er in den Tod geschickt hatte. Ich hatte nach dem Krieg das Glück, erfüllende Freundschaften mit Menschen zu pflegen, die im Krieg noch auf der Seite der Feinde Deutschlands gestanden hatten. Heute, mit 88 Jahren, bin ich stolz auf diese Freundschaften. Es fühlt sich für mich so an, als hätte ich damit den so sinnlosen Tod des großen Saint-Exupéry ein klein wenig wiedergutmachen können.

Doch der Reihe nach. Ich wurde vor dem Krieg im Jahr 1937 geboren. Bis ich es schaffte an mich selber glauben zu können musste ich erst eine misslungene Schullaufbahn hinter mich bringen und einen langen Weg der Berufsfindung gehen, um mich vom Vater zu lösen. Die Eltern hatten 1936 nach ihrer Heirat eine Wohnung im Norden von Hamburg gemietet. Für Vater, Bauingenieur mit Diplom der TH München, war sie praktisch. Vom nahen U-Bahnhof war er in kurzer Zeit bei seiner Firma in der City. 1938 kam noch mein Bruder hinzu. 1939 wurde Vater von der Firma als Bauleiter an den Westwall beordert, dem großen Bollwerk der fehlgeleiteten Nazis gegen den angeblichen Erzfeind Frankreich. Vater verdiente gut, eine Zweitwohnung wurde in Trier nahe dem Westwall gemietet und eine Haushaltshilfe und Kinderfrau eingestellt. 1942 hat sich alles radikal geändert. Vater wurde als Soldat gebraucht. Mutter und wir Brüder zogen wieder zurück nach Hamburg in die alte Wohnung als einzigem Wohnsitz.

Die Luftangriffe auf Hamburgs City im Sommer 1943 bereiteten unseren Eltern große Sorge. Würden die Angriffe sich auch auf den Norden von Hamburg erstrecken? In der bayrischen Provinz kamen Mutter und wir Brüder bei entfernten Verwandten unter. In Amberg kam ich im September 1943 in die Schule. Heute weiß ich, das erste Schuljahr war von allen meinen Schuljahren das glücklichste. Mutter und Bruder hatten weniger Glück. Sie wurden krank. Das Haus von Onkel und Tante war im Winter nicht ausreichend beheizt. Mutter bekam ein schweres Rheuma, ein Herzfehler blieb davon zurück. Der Bruder litt an einer chronischen Mittelohrentzündung. Es gab für Deutsche noch kein Penicyllin. Zum Glück kümmerten sich Onkel und Tante um mich wenn Mutter und Bruder im städtischen Krankenhaus lagen.

1943, Mutter und die beiden Brüder

Zu einem zweiten Schuljahr in Amberg kam es nicht. Der Hochofen in der Nähe brachte auch dort viel Fliegeralarm. Im August 1944 waren wir wieder zurück in unserer alten Wohnung in Hamburg. Das Drama ging weiter mit Fliegeralarm, unbeheizter Schule, Unterrichtsausfall. Unsere Familie hatte Glück. Vater kam schon im Juli 1945 nach Hause. Unverletzt, obwohl er sich als Pionier oft zwischen den Fronten befunden hatte. Aber wir litten Not. Lebensmittel waren knapp und gab es welche, dann nur über amtliche Lebensmittelkarten. Hamstern und Tauschhandel waren an der Tagesordnung. Im Keller unseres Miethauses hielten wir Hühner. Die hatten tagsüber Auslauf in dem Garten, der zu unserer Wohnung gehörte. Aber auch das ging zuende als die anderen Mieter sich einig waren, der Geruch von den Hühnern breite sich zu sehr im Gemeinschaftskeller aus. Wahrscheinlich war auch Neid dabei. Auf die frischen Eier, die wir jeden Tag hatten!

Mit Lernen war damals nicht viel los. Weder in der Schule noch Zuhause. Nach der Rückkehr hatte Vater die mutige Entscheidung getroffen, sich selbständig zu machen als Bauingenieur. Tagsüber war im Wohnzimmer die große Platte aufgebockt, die vor dem Krieg noch für den Aufbau der Modelleisenbahn gedient hatte. Nach Feierabend stand sie hochkant am Fenster. Einen Platz für zu lernen gab es nicht. Das Elternschlafzimmer tabu, das Kinderzimmer mit zwei Betten und Möbeln zugestellt, das Wohnzimmer war Büro, die Küche eng und klein.

Für den kranken Bruder war es anders. Er hatte vom Vater den Sinn für alles Künstlerische geerbt. Ein Kleinklavier wurde sein Refugium. Es hatte Platz im Wohnzimmer an der Wand zwischen den Türen zu den Schlafzimmern. Nach Büroschluss und am Wochenende übte der Bruder. Er brachte es weit damit. Später akzeptierte ihn die Musikhochschule ohne Abitur alleine aufgrund seines Talents. Als Organist und Chorleiter kam er in Amt und Würden, die Freimaurerlogen Hamburgs ernannten ihn zu ihrem Musikmeister. Für

die Mutter war er mit seinen Honoraren nach dem frühen Tod des Vaters eine große Hilfe. Sie hatte eine nur kleine Altersrente. So konnte das Reihenhaus gehalten werden, das die Eltern endlich nach der noch bis 1960 bewohnten Mietwohnung erworben hatten.

Anders als der umsorgte Bruder lebte ich mein Leben. Der Ranzen verschwand nach der Schule im Kinderzimmer und nach ein paar Bissen eilte ich in den Keller zum Fahrrad. Das gehörte der Mutter, aber sie benutzte es nie. Stundenlang radelte ich dann durch die damals noch ländliche Umgebung im Norden von Hamburg. 1948, im fünften Schuljahr, kam es dann zur Katastrophe. Vater hatte mich zur für ganz Hamburg stattfindenden Ausleseprüfung für den Übergang in ein Gymnasium angemeldet. Zur Überraschung der Eltern bestand ich nicht. Sie waren wie ich davon ausgegangen, mit der in der Familie erworbenen Allgemeinbildung sei eine besondere Vorbereitung nicht nötig.

1948, Volksschulklasse

Vater machte einen Termin mit dem Leiter meiner Volksschule. Dem lagen alle Unterlagen zu meiner Prüfung vor. Am Ergebnis war leider nicht zu rütteln. Im Aufsatz hatte ich schöne Formulierungen verwendet und meiner Fantasie freien Lauf gelassen. Niemand hatte mich gewarnt, das führe zum Urteil „Thema verfehlt“. Aber Vater wollte vom Leiter mehr wissen. Wurde denn in der Schule nicht vorbereitet auf die Prüfung? Der Leiter konterte darauf mit dem Slogan: „Wir sind eine Spielschule, keine Lernschule!“ Das war dann auch die Erklärung für alles: Das Einzugsgebiet der Schule war identisch mit einer großen Arbeitersiedlung. Die hatte Hamburg nach dem Ersten Weltkrieg zur Unterbringung der großen Zahl von Arbeitern gebaut, die es für den Hafen brauchte. Die Siedlung und die Schule tragen den Namen des Architekten Fritz Schumacher (1869-1947). Für Hamburg und für Köln hat er sich Verdienste erworben als Städteplaner. Die weitläufige Fritz Schumacher Siedlung prägt den Charakter des Stadtteils Langenhorn mit ihren von viel Gartenland umgebenen Häusern. So hatten die Bewohner besonders in der Zeit zwischen den Kriegen die vielfach genutzte Möglichkeit sich zum Teil selber zu versorgen.

Selbst noch in der Zeit nach dem Krieg hatten Arbeiterfamilien kein Interesse daran, dass ihre Kinder auf eine weiterführende Schule gehen. Das erklärt, warum gerade an dieser Schule kein Ehrgeiz zu verspüren war, für den Übergang in ein Gymnasium vorzubereiten. Ich war für viele Jahre der falsche Schüler an der falschen Schule gewesen! Oder anders ausgedrückt: Das Einzugsgebiet der Schule und meine Familie hatten nicht zueinander gepasst! 1936 hatte Vater bei der Wahl der Wohnung nicht bedacht, welche Schule seine Kinder einmal besuchen würden. In meiner Klasse mit über vierzig Jungen und Mädchen war ich das einzige Kind mit einem Vater aus dem Mittelstand! Und einzig meine Eltern waren es von allen Eltern in der Klasse, die ihr Kind auf ein Gymnasium schicken wollten!

Der Prozentsatz in Gymnasien von allen Kindern eines Altersjahrganges lag damals selbst in den Städten bei lediglich 3 bis 5 Prozent. Heute sind es über 50 Prozent! Dem Schulleiter war bewusst, dass seine Schule kein Sprungbrett für ein Gymnasium war. In einer Art Flucht nach vorne pries er seine Schule als Spielschule an. Dann war er sich nicht zu schade, den Vater zu schocken mit den bildungspolitischen Grundsätzen, die der Senat nach dem Krieg beschlossen hatte. „Erst einmal sind die Kinder von Arbeitern an der Reihe. Die Kinder von Akademikern haben solange zurückzustehen!“ Vaters Hoffnung auf eine rasche Wiederholung der Prüfung zerschlug sich. Die Prüfung finde nur einmal im Jahr statt und eine Wiederholung gebe es erst im nächsten Jahr. Wenn sie dann überhaupt möglich sei für den Sohn! Die abgebende Schule habe dabei ein Wort mitzureden. Derzeit sei der Sohn ein „C-Schüler“. Das erlaube nur den Volksschulabschluss (eine Unterteilung in Grundschule und Hauptschule kam erst später). Bestenfalls handle es sich bei mir um einen „B-Schüler“, für den der Besuch einer Realschule angesagt sei. Ein für das Gymnasium geeigneter „A-Schüler“ sei ich nach derzeitigem Stand auf keinen Fall.

Warum hatte der Schulmann dem Vater, dem gestandenen Mann, der den Krieg überlebt hatte und seiner Familie zu überleben half, mit so viel Häme das Versagen seines Sohnes unter die Nase gerieben? Warum ihm auch noch mit nicht zu überbietendem Zynismus die Beschlüsse des Senats vorgetragen, die sich gegen Kinder von Akademikern richten? Er hätte doch auch sagen können, Vater habe es versäumt, sich früher schon einmal zum Unterricht der Schule zu informieren und nachzufragen, was die Anforderungen einer Ausleseprüfung sind. Vater hatte 1936 den Fehler gemacht, sich nicht in den noblen Gegenden Hamburgs nach einer

Wohnung umzusehen. In denen die Kinder in einem bildungnahen Umfeld aufwachsen und nicht in die Mühlen der Bildungspolitik geraten. Aber nach seiner Heimkehr 1945 stand das Überleben an erster Stelle und so blieben wir nahe der Arbeitersiedlung wohnen. Auch Hänseleien hatte ich auszuhalten als einziger Katholik in der Klasse! Den „Heiligen Bazillus“ erfand man für mich. Den Bruder brachten die Eltern nach der ersten Klasse in einer katholischen Schule ein paar U-Bahnstationen weiter stadteinwärts unter. Mich hielt man für widerstandsfähig genug, um weiter in der Siedlungsschule auszuharren.

Nach dem Gespräch mit dem Schulleiter schrieb Vater per Einschreiben an die Schulbehörde. Sein Sohn habe die Prüfung nicht bestanden, weil eine Spielschule nicht auf das Gymnasium vorbereite. Er sehe sich gezwungen das Verwaltungsgericht anzurufen, wenn der Sohn nicht zumindest für eine Wiederholung der Prüfung im Folgejahr zugelassen werde. Zum Glück rumorte es 1948 auch bei anderen Eltern. Um dem Unmut zu begegnen, lud der Schulleiter zu einer Versammlung ein. Vater nahm teil und meldete sich in seiner rheinisch entspannten Art zu Wort. Er konnte die Schar der Arbeitereltern überzeugen. Wenn die Politik wünsche, sagte er, dass auch Kinder aus Arbeiterfamilien aufsteigen in der Gesellschaft, dann lasse sich das nur erreichen, wenn die Volksschule nicht nur Spielschule sondern auch Lernschule sei und wenn sie auch auf den Besuch von weiterführenden Schulen vorbereite. Vaters Worte fanden ein gewaltiges Echo bei den Eltern. Sie verfingen auch bei einem Teil der anwesenden Lehrer und machten noch in den oberen Etagen der Behörde die Runde.

Nach Vaters Auftritt in der Schule war deren Lehrerschaft gespalten. Ein Teil fühlte sich weiter den klassenkämpferischen Idealen des Senats verpflichtet, der andere Teil wollte eine Schule die mehr sei als nur Spielschule. Unausgesprochen hatte man sich aber im Kollegium darauf geeinigt, das Thema unter dem Deckel zu halten, damit es keinen Streit gibt. Doch gegen Ende des Schuljahres, das ich nun zusätzlich in der Volksschule zu verbringen hatte, waren alle Seiten gespannt, wie die Sache mit mir ausgehe. Die Wiederholungsprüfung habe ich bestanden. Ein junger Mann hatte mir ein Jahr lang Woche für Woche dabei geholfen, die Lücken aus der Zeit der Spielschule zu schließen. Die Einladung der Behörde für meine Teilnahme an der Prüfung ging den Eltern mit normaler Post nicht früher als erst eine Woche vor dem Termin zu. Eine Schikane! Die Behörde hatte 1948 nicht vergessen! Doch den Gang zum Verwaltungsgericht wollte man offenbar auch nicht riskieren. Vaters Argumente zur Spielschule bargen ein zu hohes Risiko!

Wer im Kollegium auf welcher Seite stand, das wurde mit meinem Erfolg deutlich. Bevor der Vater und ich es offiziell mitgeteilt bekamen, hatte die Schulleitung es nur im Kollegium bekannt gemacht. Offenbar mit der Auflage, es vorerst weder Vater noch mir mitzuteilen. Im Sportunterricht nahm mich der Lehrer beiseite und sagte, ich solle dem Vater sagen, dass ich bestanden habe. Und auf den Schulfluren überraschte mich, dass mir einige Lehrer mit einem auffallend fröhlichen Gesichtsausdruck begegneten, was sonst niemals deren Art gewesen wäre. Am letzten Schultag vor den Osterferien schließlich kam es in meiner Klasse zur Verteilung der Jahreszeugnisse durch den Klassenlehrer. Dem Alphabet war es geschuldet, dass ich mit meinem Namen als der Letzte in der Klasse an der Reihe war. In der Hand des Lehrers sah ich zwei Papiere. Das eine war mein Zeugnis. Das andere war ein verschlossener Umschlag. Da stünde drin, sagte der Klassenlehrer, ob ich die Prüfung bestanden habe oder nicht. Viel deutlicher hätte er sein klassenkämpferisches Credo nicht ausdrücken können. Auf dem Weg vom Lehrerpult zu meinem Platz wurde ich von allen Seiten mit der Frage bedrängt, ob ich denn nun bestanden habe. Den Umschlag ließ ich verschlossen und antwortete nach links und rechts mit nur drei knappen Worten: „Ich habe bestanden.“

In den 1970er Jahren bestätigte ein Kenner der Parteigeschichte, der auch mein Vorgesetzter im Bonner Bildungsministerium war, meine in Hamburg gemachte Erfahrung. Um 1950 habe seine Partei die radikale Politik wieder aufgegeben und die Förderung aller Schüler propagiert, unabhängig von deren Herkunft. Für mich kam das zu spat, ich wurde in Hamburg noch das Opfer der alten radikalen Politik. Vater zog mich kleinen Jungen damals nicht ins Vertrauen. Mein Wissen gründet auf späteren Erzählungen und Vaters Korrespondenz mit der Behörde. Die bewahre ich sorgfältig auf – falls mal jemand meint, es sei alles ganz anders gewesen.

Mit einem Jahr Verspätung war ich in der fünften Klasse des Gymnasiums im benachbarten Stadtteil Fuhlsbüttel. Eine gute halbe Stunde dauerte nun mein Fußweg. Fast alle Mitschüler wohnten in Fuhlsbüttel. Heute hat Langenhorn zwei Gymnasien, damals keines. Ich war also wieder Einzelgänger. Aber unsere kleine Wohnung bot sich für den Besuch von Mitschülern ohnehin nicht an. Die Jahre bis zur Mittleren Reife lief alles glatt. Trotz des vielen Radfahrens. Aber dann kam die nächste Katastrophe!

Mathematik, Latein, die Naturwissenschaften – die Fleißfächer vertrugen das Radfahren nicht. Auch nicht das unruhige Leben zuhause. Vater war Frontmann für den Wiederaufbau und für das deutsche Wirtschaftswunder. Selten war er abends früh zuhause. Für die Kinder unserer Nachbarn, Bruder und Schwester, kam der Vater jeden Abend mit der gleichen U-Bahn nach Hause. Sie machten ihr Abitur ohne Probleme. Unsere Mutter hatte zum Vater oft den Spruch: „Wenn er krank ist, dann habe ich ihn!" Mit dem Ende der Obersekunda blieb ich sitzen. Und als ob das nicht schon genügt hätte, blieb ich nach dem zweiten Durchlaufen der 11. Klasse wieder sitzen. Deren Klassenlehrer bat den Vater zu sich. Er machte die unnötige Bemerkung, ich hätte es versäumt mich in die Klassengemeinschaft einzufügen. Zu recht antwortete ihm Vater, es seien immer zwei Seiten beteiligt an so etwas. Natürlich gibt es in dem Alter viele Probleme pubertärer Art, eine unglückliche erste Liebe und vieles mehr. Aber die mir fremde Klasse hatte mich von Anfang an wie einen Fremdkörper behandelt.

Ich war in Fuhlsbüttel auch wieder der einzige Katholik in der Klasse. Andere katholische Eltern ließen ihre Kinder in eines der beiden konfessionell orientientierten Gymnasien in der City gehen. Dass ich einmal in der Woche am evangelisch orientierten Religionsunterricht nicht teilnahm, alleine das stellte mich schon außerhalb der Klassengemeinschaft. Aber Vater war liberal gesinnt, kam mit allen Menschen zurecht und meinte sein Sohn müsse das auch können. Ich habe den Vater stets bewundert, aber es kam zu keiner engeren Beziehung. Es fehlte ihm einfach die Zeit sich mit mir und meiner Schule zu befassen und die Mutter meinte, sie sei nicht in der Lage zu helfen, sie habe nur Volksschulbildung. Vater war für mich ein Übervater. Er war ein Selbstläufer der alles geschafft hatte, daneben auch noch ein fesselnder Unterhalter und ein begnadeter Künstler. Er liebte die Musik von Mendelssohn-Bartholdy, die unter den Nazis wie alles Jüdische verboten war. Im Krieg kaufte er in Mittenwald eine Meistergeige als stille Opposition gegen die Nazis. Nach dem Krieg war er Mitglied eines Streichquartetts und eines Laienorchesters. Seine rheinische Art ließ ihn im Flug die Herzen aller gewinnen. Aus seinen Erzählungen am Stammtisch wusste ich, dass er auch als Kompanieführer im Krieg bei allen Untergebenen sehr beliebt war. Während der abendlichen Stammtischtreffen war ich oft dabei, damit er auf dem Nachhauseweg seinen Führerschein nicht verliert – den meinen habe ich schon mit 18 Jahren gemacht. Es war immer nur Bier was getrunken wurde von ihm, nie Spirituosen – Milch oder Cola zu bestellen wäre ja auch kaum vorstellbar gewesen und hätte Aufsehen erregt. Am nächsten Morgen musste er wieder fit sein für seinen herausfordernden Beruf mit oftmals langen Pkw-Fahrten.

Mein Verhältnis zum Vater war dennoch nie gespannt. Nie ließ er mich Verachtung oder gar Spott spüren. Das war nicht seine Art. Ich merkte ihm an wie leid es ihm tat, dass ich zu mehr nicht in der Lage war. In seinem Nachlass fand ich ein Zettelchen aus einem Kalender, darauf war der Spruch zu lesen: "Wenn dein Sohn älter wird, dann mache ihn zu deinem Bruder." Wie gerne hätte er mich zum Nachfolger gehabt.

Meine schulische Odyssee ging noch lange Jahre weiter. Es würde den Rahmen sprengen alles im einzelnen zu berichten. Nur soviel: Formal hatte ich die Versetzung in die Klasse 12 – im Zeugnis stand „Versetzt nach Klasse 12 – mit den besten Wünschen für den Beruf". Aber mit dem Stigma nahm mich kein Staatliches Gymnasium. Ein vom Jesuitenorden geführtes sehr angesehenes Internat wäre sogar bereit gewesen, mich in seine 12. Klasse zu übernehmen. Aber dort hatte man mit dem Griechischunterricht in der 11. Klasse begonnen Ein Jahr Griechisch nachzuholen wäre unzumutbar gewesen für mich. Vater zahlte dann zwei Jahre lang für den Besuch der Klassen 12 und 13 in einem staatlich zugelassenen privaten Gymnasium in Hamburgs City. Das nahm aber kein Abitur in eigener Regie ab, sondern dazu musste man für das externe Abitur an einem staatlichen Gymnasium in den ach so vornehmen Elbvororten angemeldet sein. In der mündlichen Prüfung hörte man gelangweilt dem zu, was ich zum Religionsphilosophen Romano Guardini zu sagen hatte. Dabei hat man mit Sicherheit den abgeschliffenen Dialekt erkannt, den ich mir unter den Arbeiterkindern im Norden von Hamburg angewöhnt hatte – auch innerhalb Hamburgs sind die Unterschiede frappierend. Das spitze "Sp" und "St" über das die vornehmen Hamburger Kaufleute an der Elbe stolpern gibt es bei Arbeitern nicht! Es mag einer der Gründe gewesen sein, warum ich zu den 85 Prozent der Prüflinge gehörte, die durchfielen.

Vaters nächster – besser gesagt letzter – Gedanke war, ich solle noch eine späte Lehre auf dem Bau absolvieren. Zusammen mit der Mittleren Reife, die ich ja längst hatte, war danach ein Studium zum Fachhochschulingenieur möglich. Auch Vaters tüchtige Angestellte hatten ja nur eine Fachhochschule absolviert. Schwierig war es eine Lehrstelle zu finden für den alten Schulversager. Aber Vater kannte den Chef einer Baufirma der sich überreden ließ. Mit fast 21 Jahren begann ich eine Lehre auf dem Bau. Die Firma in Harburg südlich der Elbe! Ich hatte mehr als eine Stunde Fahrt mit der U-Bahn und der Staßenbahn von Langenhorn. Oft musste ich schon um halb fünf Uhr morgens aufstehen! Mit 23 schloss ich die verkürzte Lehre als Betonbauer erfolgreich mit der Note „gut" ab. Der Vater sprach mir ein ehrlich gemeintes Lob aus. Den Gesellenbrief habe er in seinem Leben nie gemacht. Mit 26 Jahren war ich endlich ein Ingenieur niederen Grades.

Bevor ich in der Bauwirtschaft richtig zu arbeiten anfing, leistete ich mir zwei Abenteuer. Wenigstens das hatte ich mir vom Vater abgeschaut, dass man sein Leben so interessant wie möglich gestalten sollte! Das erste war die Übernahme aller Arbeiten für eine zweiwöchige Fachexkursion meines Semesters. Eine solche zweiwöchige Exkursion etwa ein Jahr vor dem Abschluss war Pflicht für jedes Semester. Organisation und Durchführung lag in den Händen der Studierenden. Es war mir gelungen, mein Semester für London als Ziel zu begeistern und wie zu erwarten erhielt ich den Auftrag für die komplette Planung. Damals war so etwas eine aufwändige Sache. Mailen gab es noch nicht, Telefonieren war zu teuer. Anfragen musste für das Rückporto der Internationale Antwortschein beigefügt werden, wollte man die Chance auf eine Antwort haben.

Ein privater Bus wurde in Hamburg gemietet, die Überfahrt von Ostende nach Dover wurde gebucht, die Übernachtungen in Jugendherbergen Hollands und Englands für 24 Studenten und zwei Dozenten. Das schönste Quartier war Dover Castle. Eine Reihe von Besuchen in Bildungseinrichtungen und auf Baustellen wurde absolviert. Einen ganzen Tag machten wir mit unserem Bus einen Ausflug nach Cambridge. Spektakulär war der Besuch der Baustelle für den Blackwall Tunnel unter der Themse. Die Firma Laing ließ sich nicht lumpen. Mit einem Metallkorb am Ausleger eines Baukrans ging es in die tiefe Baugrube. Von dort gingen wir in gebückter Haltung in einen engen Pilottunnel, von dem unter Hochdruck eine mit Zement vermischte Schlemme in den Kies des Flussbettes unter der Themse gepresst wurde. Nur so konnten danach die großen Tunnelrohre in das verfestigte Flußbett eingesetzt werden.

Jahre später traf ich einen der Dozenten, die uns begleitet hatten, in Hamburg wieder. Kein anderes Semester habe uns das nachgemacht, sagte er mir. Alle seien sie auf dem Kontinent geblieben, hätten es vorgezogen, entspannte Reisen nach Paris, Athen, Madrid und Rom zu unternehmen. Keine seiner Reisen wäre so beeindruckend gewesen wie die unsere.

Das nächste Abenteuer schloss sich direkt an das Ingenieurexamen an. Es war ein drei Monate währendes Praktikum im Sommer 1963 bei Ove Arup and Partners, dem größten Ingenieur- und Architekturbüro Londons. Die Firma hatte ich selber ausfindig gemacht aufgrund von 1962 in London geknüpften Kontakten. Abgesichert war das Praktikum durch die weltweit tätige „International Association for the Exchange of Students for Technical Experience“. Über die gab es eine finanzielle Förderung, mit der ich meine Kosten aber nicht abdecken konnte. Zweimal sandte Vater mir einen Scheck! Die weltoffene Firma, die vielen Kontakte zu Mitarbeitern waren ein Erlebnis. Im Telefonbuch fand ich ein katholisches Studentenheim südlich der Themse. Ove Arup hatte seinen Sitz mit über tausend Mitarbeitern im nördlich der Themse gelegenen Stadtteil Soho. Jeden Tag musste ich morgens und abends mit der London Underground, der U-Bahn in London, hin und zurück fahren – auch das ein unvergessliches Abenteuer.

Nach London begann ich in Hamburg im Büro einer der größten Baufirmen zu arbeiten. Wieder um Vater einen Gefallen zu tun, denn dort war er überall bekannt. Ich hätte besser unabhängig auf mich gestellt bei einem Unternehmen des öffentlichen Verkehrs mit einem kleinen Posten anfangen sollen. Eisenbahnbau war stets mein liebstes Fach gewesen, nicht Baustatik. Jeder sah es mir an, die Bauwirtschaft war “nicht mein Bier”. Mein Wesen, die von Mutter ererbten feinen Gesichtszüge und die zarte Haut, alles verriet mich. Eine Bekannte machte sich einen Spass daraus mich mit den Worten vorzustellen „Er arbeitet auf dem Bau, sieht man das nicht?“ In Fachkreisen wurde mir auch das Ingenieurzeugnis zum Verhängnis. Die Note 3 im Hauptfach Statik passte nicht zum Sohn des in ganz Hamburg bekannten Ingenieurs. Die Note 2 wäre schon die falsche Note gewesen. Aber wie erklärte sich, dass Vater in den Fachkreisen ganz Hamburgs so gut bekannt war? Ich fragte mich das lange Zeit. Bis ich es mir erklären konnte. Vaters Qualifikation stand völlig außer Frage. Er bekam den Zuschlag für die schwierigsten Bauvorhaben. Er hatte die Qualifikation eines Prüfingenieurs, der im Auftrag staatlicher Bauämter die Statiken anderer Ingenieure auf ihre Richtigkeit prüfte. Aber Vater wollte als geselliger Rheinländer seinen Lebensstil um keinen Preis aufgeben, weshalb er sein Büro mit nur zwei festen Angestellten klein hielt. Für den Fall von mehr Aufträgen holte er sich freie Mitarbeiter. Seinen hohen Bekanntheitsgrad verdankte er den Damenreden voller Humor und Witz, die er die Ehre hatte, jedes Jahr auf der Feier des Architekten- und Ingenieurvereins von Hamburg im großen Hotel Atlantik zu halten. Sein Name hatte sich auf diese Weise bei allen eingebrannt.

Ich muss mich kurz fassen. Es wäre schade, wenn der Leser nicht auch noch erführe wie es mir nach dem Tod des Vaters doch noch gelang, an mich selber zu glauben und mein eigenes Leben zu führen. Vater starb 1965. Das Büro wurde aufgelöst. Die Firma habe ich gekündigt und bei der Schulbehörde mich für das externe Abitur angemeldet. Die Prüfung bestand ich im März 1966. Der Leiter der Kommission war früher der Schulleiter meines Gymnasiums gewesen. Der Prüfer im Fach Englisch war neugierig, wo ich mein gutes Englisch gelernt habe. Heute noch tut es mir leid, dass ich ihm nur mit „Nicht in der Schule!“ geantwortet habe. Die umstehenden Prüfer hätten nicht die Geduld gehabt, sich meine englischen Geschichten anzuhören. Inzwischen war mir klar geworden, welches die wertvollste Eigenschaft war, die mir der Vater vererbt hatte. Es war die Suche nach dem Abenteuer mit Menschen. Und nach allem was irgendwie mit der großen Insel im Westen zu tun hat. Als ein Teil des Abenteuers.

Mein Studium an der Universität Hamburg machte ich zum nächsten großen Abenteuer. Ich hatte, wenn auch ungewollt, so doch immerhin 9 Jahre im Baufach zugebracht. Ich schrieb mich ein für das Studium zum Lehramt an Berufsschulen. Die geltende Studienordnung am Pädagogischen Institut kam mir vorzüglich zupass. Außer für den Unterrcht von Lehrlingen im Bausektor hatte ich auch noch ein Fach zu wählen, das keine Nähe zur gewählten Branche aufweist. Der Leser ahnt schon welches Wahlpflichtfach ich gewählt habe: natürlich wählte ich die Anglistik. Ein ganz legaler Trick mit dem ich die Fächer aus dem Baubereich zum Nebenstudium machte. Denn für die mir nach fast neunjähriger Umschau in der Baubranche bestens bekannten Baufächer brauchte ich nur noch deren Didaktik zu studieren, bei der es um das Erlernen der Kunst des Vermittelns von Unterrichtsstoffen geht. Ich hatte mir damit ein auf mich zugeschnittenes Studienkonzept geschaffen.

Das Wahlfach Englisch war nun mein Hauptfach. Bei den Anglisten der Hamburger Uni wurde Professor Borinski auf mich aufmerksam. Gerne hätte er mich später als Doktoranden bei sich gehabt, wenn ich nicht nach Bonn verzogen wäre. Aber zunächst ergab sich aus dem Kennenlernen des Professors ein Umstand, wie er nicht idealer hätte sein können. Er war der Vetrauensdozent des Cusanuswerks an der Hamburger Uni, der bischöflichen Einrichtung für Studienförderung. Er befürwortete meinen Antrag auf ein

Stipendium und es wurde mir der höchstmögliche Förderbetrag gewährt. Damit war ich finanziell voll abgesichert. Auch in meinen Fächern war ich voll anerkannt. Endlich war ich so weit entfernt vom „heiligen Bazillus“ in der Schule von Langenhorn wie ich es mir nie hatte träumen lassen. Ein günstiges Zimmer im Katholischen Studentenheim war mein Zuhause. Nach dem Ersten Staatsexamen verdiente ich mir im Referendariat noch ein gutes Zubrot als Englischlehrer. Damals herrschte an den berufsbildenden Schulen Hamburgs ein Mangel an Englischlehrern.

Die dreimonatige obligatorische Hausarbeit in Berufspädagogik machte ich zum nächsten großen Abenteuer. Das Thema das ich wählte verband alle meine Fächer in idealer Weise miteinander. „Drei Gesamtschulen Londons unter der besonderen Berücksichtigung des technischen Unterrichts“. In Westermanns Pädagogische Beiträge, Heft 9 aus 1971, erschien mein großer Bericht mit Text und Fotos zu den Schulen. Idealerweise passte meine Arbeit auch genau in die Zeit. In Deutschland hatte gerade die Diskussion um die Neueinführung der Gesamtschule begonnen. Weltweit dienten genau die ersten Gesamtschulen in London mit der dort geleisteten Pionierarbeit als Modell für den neuen Schultyp. Die Londoner Schulbehörde „Inner London Education Authority“ half mir bei der Auswahl von Schulen, die sich für meine Feldstudien eigneten und bei denen ich willkommen war als Hospitant. Von August bis Oktober 1969 besuchte ich drei Londoner Gesamtschulen. Durch Cusanus war ich finanziell unabhängig, einen Scheck hätte mir Vater ja auch nicht mehr senden können. Die Hausarbeit auf der Grundlage des in London gesammelten Materials begann ich im Januar 1970. Auf drei Monate danach war der Abgabetermin festgesetzt.

An einer der Schulen lernte ich meinen lebenslangen Freund Tony kennen. Der Lehrer Anthony Robert Marsh war ein Jahrgang 1923. In Texas hatte er 1944 noch als Pilot für den Einsatz gegen Deutschland trainiert. Bei einem Trainingsflug verletzte sich Tony den Rücken, was ihn vor dem Einsatz bewahrt hat. Tony war wie ich Familienvater mit drei Kindern. Wie ich wollte er unbedingt so viel wie irgend möglich über das Land des früheren Feindes wissen. Er war ein guter Lehrer. Nach dem Krieg hatte er nicht wie viele andere Heimkehrer nur einen Schnellkurs absolviert, sondern er hatte sich die Zeit genommen für ein gründliches Studium.

Tony und seine Frau Joyce

Hätte mir jemand bevor ich Tony kennenlernte gesagt, mein bester Freund würde einmal ein Lehrer sein, der an einer Londoner Schule unterrichet, ich hätte sie oder ihn für verrückt erklärt! Tony sprach mit großem Respekt von Deutschland. Wollte er mir sagen, er sei ebenso tüchtig wie wir Deutschen, dann war sein sympathischer Spruch: „I am German, you are English!“ Wir waren ständig in Kontakt miteinander, jeder für den Freund die Nabelschnur zum Verstehen des eigenen Landes. Wir besuchten einander, auch mit Familie, mindestens einmal im Jahr in England und in Deutschland. Im hohen Alter lernte Tony noch das Mailen, damit unser Kontakt mühelos ablief. Schrieb ich länger nicht, dann mailte er in primitivem Pidgin Englisch „Long time no hear!“

Unser Besuch im Londoner Luftfahrtmuseum bleibt mir tief im Gedächtnis: Still standen wir dort bei den großen Lancasterbombern, die 1943 ihre Bomben über Hamburg abgeworfen hatten. Sie waren dort als Museumsexemplare ausgestellt. Beide benötigten wir kein einziges Wort um zu spüren, wie uns der Anblick der Bomber noch mehr zusammenschweißte. Wir hatten gewonnen, nicht der Krieg! Tony starb 2015 mit 92 Jahren. In seiner letzten Mail an mich drei Tage vor seinem Tod schrieb er, wie gerne er die schöne Freundschaft erinnere, die wir über all die vielen Jahre miteinander gepflegt hatten. 2024 hatte ich im Juli seine Witwe in London besucht an ihrem 100. Geburtstag! Voller Freude hießen mich alle willkommen!

100. Geburtstag von Joyce

Tony war nicht der einzige Freund „von drüben“. Er war auch nicht der erste von ihnen. Er hatte einen wichtigen Vorgänger. Im Herbst 1945 lernte ich Richard kennen, da war ich mit 8 Jahren noch ein kleiner Bub. Wie Tony war Richard ein Jahrgang 1923. Er war britischer Offizier und holländischer Staatsbürger! Die Nazis hatten auf den passiven Widerstand in Holland mit der Zwangsrekrutierung von arbeitsfähigen Männern reagiert. Die wurden abkommandiert in die deutsche Kriegsproduktion. Wurde dem nicht Folge geleistet, dann kam die ganze Sippe in Haft. Richard arbeitete bei Schott und Söhne in Jena. Jeden Abend steckte ihm Helene, eine Deutsche die später seine Frau wurde, durch den Lagerzaun etwas zu essen zu. Nach der Kapitulation lehnten Richards Verwandte es entschieden ab, dass eine Deutsche in die Familie kommt. Sie drohten Richard damit, dass er sein Erbe verlieren würde.

Richard van de Pas und seine Helene wählten die Warteschleife. Er fragte in Hamburg bei den britischen Besatzern an, ob man eine Verwendung für ihn habe. Die waren hellauf begeistert. Englisch und Deutsch beherrschte er perfekt. Nach einer kurzen Ausbildung zum Politoffizier trat er in Hamburg an. Beide waren streng gläubige Katholiken und der Zufall wollte es, dass wir in unserem Mietshaus über Helenes Verwandte erfuhren, dass für Helene ein Zimmer zum Übernachten gesucht werde – was natürlich in Richards Offiziersmesse nicht ging. Die Eltern stellten das kleine

Kinderzimmer zur Verfügung, bis sich für Helene etwas anderes fand. So kamen wir an die beiden. Richard und unser Vater waren sehr ähnliche weltoffene Charaktere. Sie wurden im Handumdrehen die engsten Freunde. Es wurde eine lebenslange Freundschaft daraus, die auch die Familien miteinander verband. Besonders bemerkenswert für Richards Verhalten während seiner zwei Jahre in Hamburg war, dass er ganz ungeniert das britische Verbot der Verbrüderung ignorieren konnte. Seine Offizierskollegen wussten, dass er unter den Deutschen gelitten hatte. Er war über jeden Zweifel erhaben.

Im alten Hamburger Flughafengebäude war sein Dienstzimmer, wenn er nicht in der City bei Firmen deren Akten mit Blick auf die Nazizeit durchsah. Als ich ihn das erste Mal auf seine Einladung hin dort besuchte, ging ich schüchtern vor dem Wachposten auf und ab. Ich wagte nicht zu sagen was ich wollte. Der Posten war bereits genervt, als er in gebrochenem Deutsch fragte was mein Anliegen sei. Ich hatte nur ganz leise den Namen Richard van de Pas gesagt, da nahm er augenblicklich eine stramme Haltung ein und salutierte vor mir militärisch. Vor mir, dem kleinen deutschen Jungen! Es wird wohl das einzige Mal in meinem Leben bleiben, das vor mir militärisch salutiert wurde! Der Posten wandte sich darauf auf den Hacken um und schritt eilig zum Telefon im Wachhäuschen. Als Richard lässig die Stufen des damals noch sehr kleinen Flughafengebäudes hinunterging und freundlich lächelnd auf mich zukam, da wusste ich: Bei den Briten habe ich einen ganz großen Freund!

Mit Richard und Helene verknüpften uns auch wirtschaftliche Kontakte. Richard hatte Zugang zum Armeeladen der Besatzer. Da gab es Dinge, die auf dem deutschen Markt nicht zu haben waren. Mit denen konnten wir auf dem Schwarzmarkt agieren. Klassenkameraden mochten die englischen Kaugummis. Es brachte mir so begehrte Dinge wie ein Katapult oder ein Taschenmesser und einmal sogar einen flugfähigen Drachen vom Tischlervater eines Mitschülers. Und dann die begehrten Nylonstrümpfe für Damen. Mit so etwas schickte man mich schäbig gekleidet und mit uralter Tasche zu Zentren der Schwarzmarktszene. Die beiden waren Onkel und Tante, wir Brüder waren Junker Gerd und Junker Klaus. Mit von Stolz geblähter Brust begleitete ich Richard wenn er mich mit seinem Dienstjeep abholen kam und wir über die abgelegenen Feldwege in Langenhorn fuhren. Englisch wurde neben Erdkunde mein Favorit in der Schule. Abends hörte ich den Soldatensender im Kinderzimmer. Mir war bewusst dass es meist kein Oxfordenglisch war. Aber als Gymnasiast bereits übertraf ich den Lehrer mit meinem mündlichen Englisch. Zeigte ich auf im Unterricht, dann vermied er es mich dranzunehmen.

Helene schloss sich in Hamburg eng unserer Gemeinde an. Und sie lernte fleißig Holländisch. Richard durfte nach der Zeit als Politoffizier doch noch erben: ein Herrenausstattergeschäft ersten Ranges in Utrecht. Die beiden bekamen noch zwei Söhne und die Familien haben oft einander besucht in Holland, in Hamburg und später auch in Bonn. Richard wurde Patenonkel für meinen Sohn Philipp. Leider starben die beiden 2008 und 2010.

1974 ging es mit mir weiter in Bonn mit einer Stelle beim Deutschen Bildungsrat – eine Institution der unabhängigen Politikberatung für Bund und Länder. Der Rat löste sich 1977 auf. Es gab Streit um Bildungskonzepte zwischen den Ländern. Die Kulturhoheit liegt ja ohnehin bei den Ländern und nicht beim Bund. Ich rettete mich zum Bundesbildungsminister. Danach zum Wirtschaftsminister, der Verordnungsgeber für über 400 Lehrberufe in Industrie, Handel und Handwerk ist. 1984 war ich im Kanzleramt auf dessen Anforderung tätig, als in der Republik bundesweit ein extrem starker Lehrstellenmangel herrschte. Der Bundeskanzler hatte angeboten jedem Ausbildungsplatzsuchenden zu helfen, der vergeblich eine Lehrstelle sucht. Das zuständige Referat im Kanzleramt erhielt jeden Monat über tausend Zuschriften. Jede wurde beantwortet. Ich schaltete mich bei den Kammern und der Arbeitsverwaltung vor Ort ein. Mit so großem Erfolg, dass man mich ins Kanzleramt übernehmen wollte. Das gefiel dem abordnenden Wirtschaftsminister nicht, weil ich dessen Stelle mitgenommen hätte. Ich ging zurück ins Wirtschaftsressort und übernahm eine interessante Tätigkeit, mit der es um das Koordinieren der Branchenreferate in Außenwirtschaftsfragen ging. Nun hatte auch die Hänselei der Juristen und Ökonomen über den Lehrer im höheren Dienst ein Ende.

Heute noch, wenn ich Frust habe, lese ich die fachliche Beurteilung des Kanzleramtes und schon ist jeder Frust verflogen! Meinem Gymnasium in Fuhlsbüttel stattete ich einmal, aus Neugierde und weil ich in Nostalgie schwelgen wollte, um 2015 einen Besuch ab. Es war Ferienzeit und die freundliche Schulleiterin gestattete mir, dass ich mich alleine in der Schule umschaue – übrigens auch ein von Fritz Schumacher entworfenes Schulgebäude. Ich stieß auf einen dienstbeflissenen Fachlehrer, der sich in den Ferien in der Schule zu schaffen machte. "Sie sagten aus Bonn kommen Sie? Schön, dass Sie noch einmal die alte Schule besuchen! Wann haben Sie denn Abitur gemacht?" Ich musste ihm gestehen, dass ich es leider nicht geschafft habe. Darauf fiel er in eine plötzliche Starre, schaute mich mit großen Augen voller Mitleid an und schwieg. Ich musste die peinliche Stille so schnell wie möglich beenden und schob rasch nach: „Ich habe es aber noch bis ins Kanzleramt geschafft." Das muss für ihn endgültig zuviel gewesen sein. Wortlos drehte er auf den Hacken um und ließ mich ohne einen Gruß alleine stehen!

Ein totaler Schulversager, das passte nicht zum Kanzleramt! Doch selbst die liebenswürdige Schulleiterin verschaffte mir gleich darauf beim Abschied ein Erlebnis, mit dem mir zu verstehen gegeben wurde, dass ein Schulversager einfach nicht zur Schule gehören dürfe – ganz gleich was er vorweisen kann. Für die Schulbibliothek hatte ich ihr meine dreibändige Gedichtesammlung mit 87 englischen Gedichten und meinen Übertragungen als Geschenk angeboten. Ich erklärte ihr, dass Rimbaud ein renommierter Aachener Verlag sei mit über 500 ständig lieferbaren Buchtiteln. Aber sie lehnte dankend ab. Es muss 2015 gewesen sein. Da waren meine 3 Bände gerade alle herausgekommen. Eine Begründung gab die Leiterin mir nicht. Ich konnte sie mir aber denken. Wie Schülern erklären, ein an der Schule Gescheiterter sei der Autor und He-

rausgeber? Bevor ich das Gebäude verließ blickte ich noch wehmütig in den kleinen Raum, in dem der Hausmeister seinen Platz hatte – wie an viele andere Namen so kann ich mich auch noch an den seinen gut erinnern. Er hatte mir manchmal nachmittags den Schlüssel für die Aula ausgehändigt. Auf der Schulorgel hinter der Bühne spielte ich dann als totaler Laie mit zwei Fingern irgendwelche selbsterfundenen Melodien mit der Hilfe von leisen Registern, die schön klingende Flöten imitieren. In der großen Aula gab es ein dezentes Echo, aber niemand hörte mich draußen. Es war eine willkommene Abwechslung zwischen den langen Radtouren.

Mit 77 Jahren fand ich 2014 den Freund „von drüben", mit dem sich der Kreis meines Lebens zu einem Ganzen geschlossen hat. Sein Name: Charles Hamilton Sorley. Er lebte von 1895 bis 1915. Ein Toter als Freund? Ja! Ein kräftiges Ja! Seit 2014 erforsche ich nun schon sein Leben und studiere seine Werke so intensiv, dass er in mir fortlebt. Der Leser kann ihn gerne googeln. Wikipedia weiß einiges über ihn. Aber das sagt nichts aus darüber, warum ich mich Charles besonders eng verbunden fühle. 2014 stieß ich zufällig in einem Lyrikportal auf sein Gedicht „An Deutschland". Das hat mich mit einem Schlag voll von ihm eingenommen. Am Ende dieses Berichtes ist es abgedruckt.

Charles absolvierte eine glanzvolle Schulkarriere, das Gegenstück zu meiner Schulgeschichte. Aber wichtiger noch: Er war für alle seine Mitmenschen eine Lichtgestalt. 1908 bis 1913 war er Schüler im berühmten Internat Marlborough College, das damals nur Jungen aufnahm. Viel später, 1996 bis 2000, besuchte dieses Internat Kate Middleton, die heutige Prinzessin Kate. Die Uni Oxford garantierte Charles im Dezember 1913, ein halbes Jahr vor seinem regulären Schulabschluss, einen Studienplatz im Oktober 1914. Charles hielt sich daraufhin vom Januar bis zum Kriegsbeginn Anfang August 1914 in Deutschland auf. „Ich habe die beste englische Erziehung genossen, weiß alles über Shakespeare und die englische Literatur, aber nichts über Goethe und seinen Faust" – das war seine Begründung! Sein Vater, Professor für Philosophie in Cambridge, half mit der passenden Adresse, dass Charles' Sabbatzeit optimal abläuft. Von Januar bis Ende April 1914 lernte er Deutsch bei einem kinderlosen Ehepaar in Schwerin. Der Mann war großherzoglicher mecklenburgischer Beamter, seine Frau hochgebildet. Interessant was da alles in den Briefen von Charles nach Hause zu lesen steht. Anfang Mai, mit Beginn des Sommersemesters, startete Charles mit seinem Studium Generale an der Uni Jena – die Uni hatte damals den Ruf von Oxford und Cambridge.

Genau zum Ende des Sommersemesters war der Kriegsbeginn und Charles musste das Land verlassen. Aber er tat es stilvoll. Mit einem früheren Schüler vom Marlborough College, den er ausfindig machen konnte, machte er zu Fuß eine Moselwanderung von Koblenz die Mosel hinauf. Am 1. August 1914 erreichte in Neumagen beide die Nachricht vom Kriegsbeginn. Die Gefahr von Lynchjustiz war groß, aber die beiden entkamen unbeschadet nach England. Fast täglich hatte Charles den Eltern einen Brief geschrieben, um sie über seine Entwicklung zu informieren. Alle Briefe, spannend geschrieben und voller Leben, sind erhalten geblieben. Sein Schulleiter von Marlborough rechnete es sich zur Ehre an, mit Charles selbst noch bis in die Zeit der Schützengräben hinein Briefe auszutauschen. Auch alle 46 Gedichte von Charles sind erhalten. Die letzten sechs, „war poems" (Kriegsgedichte) genannt, manche 1915 auf Kladdepapier in der Nähe vom Schützengraben geschrieben, haben Charles literarischen Weltruhm verschafft. „To Germany" war das erste der Kriegsgedichte. Doch erst 1985 wurde seiner mit einem Eintrag in der „Poets' Corner" der berühmten Kathedrale von Westminster gedacht. Ein britischer Soldat als Freund Deutschlands, das war noch lange Zeit schwer zu verstehen. Schwer nachzuvollziehen auch für viele heutzutage, welch ein Zwang bestanden hatte, 1914 in den Krieg zu ziehen. Allerorten war man überzeugt, bei dem anstehenden Krieg handle es sich um den alles entscheidenden letzten Krieg in Europa. Danach sei ein weiterer Krieg nicht mehr nötig und man dürfe das Vaterland deshalb nicht im Stich lassen. Selbst Kunstschaffende aller Genres sahen das so. Auch sie waren zutiefst enttäuscht, wenn sie als unfähig für den Dienst an der Waffe eingestuft wurden. August Macke, Bonner Maler, fiel schon im September 1914.

Autor mit Ehefrau

Meine Frau und ich hielten uns in Marlborough zu drei ausführlichen Besuchen in den Jahren 2016, 2017 und 2018 auf. Uns interessierte, welches das Umfeld des von allen als Lichtgestalt gesehenen Sorley war. Im Juni 2016, während unseres ersten Besuches und nur zwei Wochen vor dem Referendum in England zur Mitgliedschaft in der EU, bekam ich Besuch von dem anglikanischen Ortsgeistlichen von Marlborough in dem Bed and Breakfast (B&B), das meiner Frau und mir als Quartier diente. Unsere Wirtin hatte Andrew Studdert-Kennedy, so sein Name, wissen lassen, dass ein deutscher Gast bei ihr wohnt, der ein großes Interesse an Sorley habe. Andrew wusste alles über Sorley. Als ich ihn fragte, ob er es gut fände, wenn ich ihm „To Germany" im Original vortrage, bat er mich dies zu tun. Andrew war ergriffen von meinem Vortrag. Er verstehe nun, warum ich Marlborough besucht habe. In der Monatsmail für seine Gemeinde, die er weitergeleitet hat an mich, nahm er Bezug auf unser Treffen. Da habe er sich doch kurz vor dem Referendum in einem örtlichen B&B mit einem deutschen Gast getroffen, der ihm Sorleys Gedicht "To Germany" vorgetragen habe. Nach dem Abdruck des Gedichtes in der Mail fuhr Andrew fort, er sei von dem Vortrag so ergriffen gewesen, dass ihm die Worte fehlten ("I was moved beyond words"). Kritisch fügte er hinzu, man habe im eigenen Land gekämpft wie Deutsche und Engländer im Ersten Weltkrieg … das habe er als würdelos empfunden.

Es war zu spüren auf welcher Seite Andrew stand. Er sagte es nicht deutlich, um keinen zusätzlichen Keil zwischen die Mitglieder seiner Gemeinde zu treiben. Er stand auf der Seite von "Remain", in der EU bleiben! Meine Frau und ich genossen 2017 und 2018 umfangreiche Führungen durch das College von der engagierten Archivarin und wir wanderten viel auf den Wegen, auf denen

Sorley gejoggt war um sich zu entspannen. Leider verstarb 2019 meine Frau. 20 Jahre lang hatte sie die Seniorenbegegnungsstätte in Limperich geleitet. Viele Male war ich mit ihr überall in Großbritannien. Online kann im Gemeindebrief von 2021 mein Bericht „Mit der Kirche in Großbritannien reisen“ nachgelesen werden. Mit einem der Lehrer im College stehe ich weiter in Korrespondenz. 2025 trafen wir uns wieder in Marlborough. Auch Andrew und ich wollen einander wiedersehen. 2018 wurde er zum Royal Chaplain ernannt, eine der höchsten Auszeichnungen für einen anglikanischen Geistlichen.

Viele Gedichte und Briefe Sorleys habe ich inzwischen ins Deutsche übertragen. Die Briefe Sorleys sind jeder für sich ein Juwel. In der Literaturwelt Englands haben viele seiner Zeitgenossen die Meinung vertreten, mit seinem frühen Tod sei dem Land eines der größten Talente nach Shakespeare verloren gegangen. Wenn mich der HERR es noch zuende bringen lässt, würde ich gerne einen Teil seines Werkes ins Deutsche übertragen veröffentlichen. Ich warte mit Zuversicht darauf, Sorley nach seinem und meinem Tod zu sehen und mir von ihm die authentische Wiedergabe seiner Gedichte und Briefe bestätigen zu lassen. Ich vertraue darauf dass wir uns sehen werden. Er hatte sich in Schwerin und in Jena mit so unglaublichem Engagement in die deutsche Sprache und Literatur hineinvertieft. Vom Faust hatte er beide Teile gelesen, kannte sogar Zeilen daraus auswendig. Zwei von Sorleys Gedichten sind in meiner Anthologie in den Bänden 2 und 3 nachzulesen.

To Germany mit Übertragung im Gedichtband des Autors

Eine von Sorleys erstaunlichen Aussagen war, es sei gleich wer den Krieg gewinne, England oder Deutschland. Wichtig sei, dass beide Nationen einmal Freunde werden. Zur Begründung, warum er trotz seiner Liebe zu Deutschland gegen das Land antrete, weist er auf eine Stelle in der Bibel hin. Den Krieg zwischen Deutschland und England vergleiche er mit den Schwestern Martha und Maria. Die eine sei tüchtig und intolerant, die andere nicht so tüchtig, dafür aber tolerant. Mit letzterer meint er England. Die beiden Tugenden, Tüchtigkeit und Toleranz, müssten wieder zusammenfinden und die mit ihnen gekoppelten Laster besiegt werden. Den höheren Wert aber räume er der Toleranz ein! Andrew, mein geistlicher Freund, zollt dieser von hoher Intelligenz zeugenden Begründung eines 19jährigen seinen vollen Respekt! Die Bibelstelle ist: Lukas 10, 38-42. Das Gedicht kann sowohl gelesen werden als eine Bitte um Entschuldigung für den Gang gegen den Freund wie auch als Ausdruck der Sehnsucht auf den Frieden danach.

Eine Art sehr später Versöhnung mit dem radikalen Hamburger Nachkriegssenat hat es dann auch gegeben: Die Langenhorner Nachbarn im Reihenhaus nebenan, mit denen sich Vater gut verstand, hatten einen kleinen Sohn. Er, Ties Rabe, wurde später in Hamburg Schulsenator! 1963 machte Vater ein Foto von ihm auf dem Rasen vor unseren beiden Reihenhäusern. Da streichelt er unseren Pudel Chico. Das Foto sandte ich ihm als er viel später Senator war. Ich fragte ihn, ob wir uns treffen könnten zu einem Plausch – was er ablehnte. Seine Terminlage gestatte es ihm nicht. 2024 ging er aus gesundheitlichen Gründen nach 13 sehr erfolgreichen Jahren aus dem Amt. Vielleicht darf es nun doch noch ein Treffen geben. Mit meinem Bruder übrigens kam der leibhaftige Senator einmal völlig unverabredet zusammen. Da war er auf dem Weg zurück von einem der inzwischen zwei Gymnasien in Langenhorn und machte einen kurzen Zwischenhalt, nur um die alte Heimat zu erinnern. Der Bruder verließ gerade das Reihenhaus und der Senator sprach ihn an. Ob er denn der junge Mann sei, der damals so viel mit seinem Klavierspiel zu hören gewesen sei. Das habe ihn angeregt Musikwissenschaft zu studieren. Wie schön dass mir der Bruder das noch berichtet hat!

1963, Ties Rabe als Kind mit Pudel Chico

Ich durfte noch eine Reihe weiterer Freunde kennen lernen auf der großen Insel, über die zu berichten an dieser Stelle der Platz fehlt. Bryan Guinness, mit bürgerlichem Namen, war einer davon. Als Vertreter des anglo-irischen Adels war Lord Moyne (1905-1992) sein Titel. Er war Vorstand der bekannten Brauerei, Familienoberhaupt und nebenbei ein Kinderbuchautor und Lyriker. Auf Bryan kam ich rein zufällig durch seine Tochter, die in Schottland auf einer abgelegenen Insel als Single gelebt hat und mit ihrer Forschung zu wild lebendem Rotwild in der Fachwelt zu weltweitem Ruhm gelangte. Auch zwei von Bryans Gedichten sind in meiner zweisprachigen Anthologie englischer Gedichte zu finden. Ein langes Wochenende durfte ich 1991 Bryans Gast sein in Südengland. Er begrüßte mich auf Deutsch – auch er war ein Freund Deutschlands – nicht aber der Nazis. Wir tauschten sogar handgeschriebene Briefe aus und wollten uns wiedersehen. Leider verstarb Bryan 1992, eineinhalb Jahre nachdem wir uns getroffen hatten.

Was aber soll aus Europa und der Welt werden? Sorley und Macke hatten an einen bleibenden Frieden nach ihrem Waffengang geglaubt. Sollten meine Freunde Richard, Tony, Andrew und Bryan nach dem 2. Weltkrieg wieder einmal vergebens an einen dauernden Frieden geglaubt haben? Ein das Völkerrecht mit Füßen tretender Feind greift in der Ukraine das friedliche Europa an. Es geht die Angst vor einem Krieg um! Dem dritten Weltkrieg! Beten wir für den Frieden! Ich bin froh den Glauben nie verloren zu haben. Ich durfte mit einer Frau leben, die mich gelehrt hat, dass, wer glaubt, immer einen Weg zum HERRN weiß. Sohn Christoph sagte mir neulich, die Welt könne nicht ohne Kriege leben. Er hat Geschichte, Philosophie und katholische Theologie studiert. Meine Antwort war, solange es auf dieser Welt gläubige Christen gibt, solange könne Krieg umgewandelt werden in Frieden, und Hass in Liebe, und

selbst Feinde könnten noch die besten Freunde werden – wie im Falle von Tony und mir.

Das Resümee, das ich aus meinem Leben ziehe, ist ein positives. Kritische Naturen könnten meinen, ich würde mir mein Leben „schön reden". Damit täten sie mir Unrecht. Mit meinem Leben habe ich mir eine Welt erschlossen, die mich zutiefst beglückt. Das Verstehen von geliebten Nachbarn und sich selber den Spiegel vorhalten, das war ein Ziel meines Lebens. Englische seriöse Lyrik, im Englischen mit Poetry bezeichnet – Lyrics ist die Bezeichnung für beliebige Texte wie Liedtexte und Werbetexte – war einer meiner Schlüssel zur Erschließung der Welt von Freunden. Den Dozenten des Faches an Hamburgs Universität schulde ich Dank, dass sie mir die Schlüssel dafür an die Hand gaben. Ihnen und meinem verflochtenen Weg ist es zu verdanken, dass ich am Ende auf Charles Hamilton Sorley stoßen konnte. Er ging in der Zeit kurz vor dem Krieg so intensiv wie möglich auf den Freund Deutschland zu. Ihm blieben dafür nur 7 Monate im Jahr 1914, dann schickte ihn 1915 eine deutsche Kugel in den Tod. In der Gegenrichtung durfte ich über viele Jahrzehnte, beginnend mit Freund Richard im Jahr 1945, auf die Freunde im Westen von uns zugehen. Anfangs ging ich diesen Weg unbewusst, mit den Jahren aber immer bewusster. Mögen künftige Generationen daraus lernen, dass die Welt nur dann in Frieden leben kann, wenn die Nationen aufeinander zugehen.

Meine Kontakte zur Insel bestehen weiter. Mit 88 Jahren bin ich dem HERRN dankbar für meine Gesundheit und Mobilität. Doch im Linksverkehr alleine Reisen ist beschwerlich. 2022 hatte mich ein katholischer Priester nach England begleiten wollen. Wir kannten uns schon lange, er hatte meine Frau zu Grabe getragen. Der Priestermangel verhinderte seine Mitreise. Ein Kollege wurde krank und er musste für ihn einspringen. Als Fahrer weiß ich, dass der Ausblick vom Beifahrersitz im deutschen Pkw gewöhnungsbedürftig ist wegen des als nahe empfundenen Gegenverkehrs. Voller Vertrauen war Gisela tausende Meilen mit mir gefahren. 2023 wagte ich es ohne sie bis zur Sandwood Bay, eine schöne Atlantikbucht im hohen Nordwesten von Schottland. Wieder auf dem Weg über die Nachtfähre von Amsterdam nach Newcastle und dann immer weiter durch das schottische Hochland nach Norden. Die letzten 7 Kilometer muss man zu Fuß gehen. Einsam ist es und es spukt. Googelt man Sandwood Bay, dann kommt der Spuk auf Englisch! Bevor es am Cape Wrath einen Leuchtturm gab sind hunderte Seeleute mit den westlichen Atlantikstürmen dort gestrandet. Sie liegen im schönen weißen Sand begraben. Eine Möglichkeit zum Übernachten gibt es nicht, man muss zurück zum Auto. Victor aus Perth, der das Foto gemacht hat, besaß aber ein Einmannzelt. Er sagte mir dass er Whisky dabei habe gegen den nächtlichen Spuk. Wieder war meine Reise eine Erinnerung an meine Frau. Mit ihr war ich 2009 schon einmal dort gewesen. Ich bin dem HERRN dankbar für meine Gesundheit.

2023, Autor an der Atlantikbucht „Sandwood Bay"

Letztes und dieses Jahr war ich wieder in Südengland. Auch 2026 erwartet man mich in Marlborough. Und in Chichester, wo der dann pensionierte Andrew seinen Alterssitz hat.

Gerhard Weidmann
Bonn, 3. November 2025

An Deutschland

Ihr seid blind wie wir. Euer Weh hat niemand geplant,
Und niemand wollte erobern euer Land.
So tappen wir beide im Netz der Gedanken gefangen,
Wir stolpern und verstehen nicht einander.
Ihr saht nur eurer Zukunft gewaltig Plan,
Und wir unsre im Nichts sich verlierende Bahn,
Und so stehn wir jeder unsren Träumen im Weg
Und hissen und hassen. Und Blinde kämpfen mit Blinden.

Wenn es Frieden ist, dann wohl erst sehen wir
Mit neuen Augen des Anderen wahre Gestalt,
Und staunen. Mit sanfteren Herzen und nicht kalt,
Wir greifen Hände fest und belächeln alten Schmerz,
Wenn es Frieden ist. Doch bis zum Frieden der Sturm,
Das Dunkle und der Donner und der Regen.

Charles Hamilton Sorley